

## EVA KEMLEIN (1909-2004)

Ansprache anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ am 25. August 2014 im Steinrückweg 7



Mancher, der hier ist, erinnert sich sicher an das Hundegebell, das einen schon im Treppenhaus empfangt, an die vielen Stufen auf dem Weg nach oben, die offene Tür, und dann Eva, zu der man sich immer hinunterbeugen musste, wenn man sie zur Begrüßung umarmte. Erinnert sich an das Sitzen in den rotsamtenen Sesseln oder im Sommer auf dem Balkon – bei einem guten, türkisch gebrühten Kaffee oder einem Abendbrot, erinnert sich sicher auch an das gemeinsame Losgehen zu einem Spaziergang oder Ausflug. In den früheren Jahren war es der „Käfer“, der da drüben parkte, in späteren Jahren das Elektroauto, gleich hier beim Haus.

In diesem Haus war Eva Kemlein wirklich zu Hause, Eva Kemlein, die Urberlinerin, Urenkelin des Komponisten Giacomo Meyerbeer, Tochter aus wohlbehütetem bürgerlichen Hause, ein eigensinniges und selbstbewusstes, lebenslustiges Mädchen aus Charlottenburg, die einen Beruf lernt, medizinisch-technische Assistentin, und eigentlich hätte Medizin studieren wollen, stattdessen aber als Jüdin dann vor dem Hitlerregime zunächst nach Griechenland ausweicht, wo

sie von 1933 bis 1937 mit ihrem ersten Mann, „dem Kemlein“ lebt, und Fotos macht für Reportagen. 1937 kommt sie, aufgrund ihres unklaren Status aus Griechenland ausgewiesen, notgedrungen zurück nach Berlin, und bleibt, um sich um ihre inzwischen allein lebende Mutter zu kümmern.

Die Ehe, die durch ihre jüdische Herkunft eine sogenannte Mischehe ist, hält dem Druck der rigiden Gesetze nicht stand. 1941 dann muss sie als Zwangsarbeiterin bei Siemens für 61 Pfennige die Stunde anfangen, später sind es nur noch 37 Pfennige bei einem Lumpensammler, im Winter 1941/42 bei eisiger Kälte, wer sich hinsetzt oder gar krank wird, kommt gleich auf den Transport. 1942 sieht sie, wie ihre Mutter abgeholt wird, und kann von dem Moment an nicht mehr in die Wohnung zurück. Die letzten drei Jahre der Hitlerzeit übersteht sie als „Illegale“ in Berlin. Inzwischen hat sie mit „dem Stein“, einem politisch engagierten, jüdischen Schauspieler, den Mann gefunden, mit dem sie ihr Leben verbringen wird – zunächst aber ziehen sie zusammen von Versteck zu Versteck. „Innerhalb dieser 3 Jahre hatten wir über 30 Quartiere“, in ihrer Tasche hat sie einen schlecht gefälschten Pass auf den Namen Else Kock.

Eva Kemlein und Werner Stein überleben nur durch die Hilfe von Menschen, die durch diese Hilfe ihr eigenes Leben riskieren. Daran denkt sie auch später immer zurück, an die, und nicht an die anderen. Diese Haltung ermöglicht ihr das Weiterleben in Berlin auch nach der schweren Zeit. Kinder, die sie sich gewünscht hätte, konnte sie in der Illegalität nicht bekommen, versteht sich, und nach dem Krieg ist es dafür zu spät.

Mit „dem Stein“ aber zieht sie schon im Mai 1945 hier in die ehemalige und wiederbelebte Künstlerkolonie, wird Nachbarin und gute Freundin unter anderem des Schauspielers Ernst Busch. Am Anfang ist der Hof noch auf die Mieter aufgeteilt, jeder pflanzt zur Aufbesserung des Speisezettels seine eigenen Radieschen, Mohrrüben, Salat. Man buddelt und gießt, und unterhält sich dabei über dies und das. Mit ihrer über den Krieg geretteten Leica fotografiert sie nun die

Berliner Trümmerlandschaft und den Wiederaufbau, unter anderem auch das Berliner Schloss, bevor es abgerissen wird.

Mein Großvater, Fritz Erpenbeck, engagiert sie zunächst als Fotografin für die Berliner Zeitung. 1946 gründet er die Zeitschrift „Theater der Zeit“ – und so bekommt sie ihre ersten Aufträge für Theaterfotografie. Es beginnt jene Arbeit, die von da an zum Zentrum ihres Lebens wird. Sechzig Jahre lang wird sie über die Grenze pendeln, in den späteren Jahren als winzige Lenkerin am Steuer eines von den Grenzern „ferngesteuert“ genannten Autos; wird Ost- wie Westberliner Theater- und Musik-Aufführungen fotografieren und so ein einzigartiges Werk schaffen, das die Gesamt-Berliner Theatergeschichte nicht nur dokumentiert, sondern lebendig bewahrt. Samuel Beckett und Bertolt Brecht, Louis Armstrong, David und Igor Oistrach, die Weigel, Heiner Müller, Peter Stein, Ruth Berghaus, Ernst Busch, Martin Wuttke, Inge Keller – diese und unzählige andere sind auf den Fotos von Eva zu sehen, von ihr selbst entwickelt, hier oben in einem abgedunkelten Zimmer ihrer Wohnung, dem dritten Zimmer neben dem Zimmer von „Stein“, das von seinem Tod an unverändert von ihr bewahrt wird, und dem anderen Zimmer, in dem man mit ihr sitzt, wenn sie mit einem plaudert, immer wie eine gute gleichaltrige Freundin, immer quicklebendig, immer offen und interessiert: über Theater und Literatur natürlich, aber ebenso über Politik, Wissenschaft, andere Länder, über ihre Verwandtschaft in Südamerika, über Freundinnen und

Freunde, überhaupt über Menschen, über die Liebe und den Tod – eben über alles, was im Leben vorkommt. Nur über eines nicht: über Krankheiten und das Alter. Denn das sind wirklich langweilige Themen.

So spricht sie von den späten vierziger Jahren an mit meinen Großeltern, so spricht sie mit meinem heranwachsenden und dann erwachsenen Vater, für den sie wie eine zweite Mutter ist, so spricht sie später mit mir und noch später mit meiner beinahe 20 Jahre jüngeren Schwester. Immer will sie alles wissen, was uns interessiert, fragt nach, verurteilt nie, staunt, hört zu und freut sich an allem, was uns Freude macht. Regelmäßig klingelt einer aus unserer Familie bei dem Klingelschild, an dem immer, bis zu ihrem Tod, der Name Stein neben dem Namen Kemlein auch noch angeschrieben ist. Und immer ist der schwarze Cockerspaniel, welcher es auch gerade sein mag, mit von der Partie und wedelt mit seinen Ohren um uns herum, jeder der Hunde heißt nach einem anderen Schnaps, ich darf das erste Mal nach Westberlin fahren, da ist es, glaube ich, Raki, an Ouzo erinnere ich mich und zwei, drei andere. Später führe ich mit ihr Gespräche, die ich auf Tonband aufnehme, um den ersten Teil eines Buches über sie daraus zu machen, woraus dann aber leider nichts wird.

Irgendwann sagt sie, die nie jammert, einen der Sätze, die mir für immer im Gedächtnis bleiben: Allein Altwerden ist eine Arbeit. Mehr sagt sie nicht.

Als ich meinen Sohn bekomme, machte Eva am ersten Tag nach der Geburt ein Foto von uns beiden, das sie noch selbst, obwohl es ihr schon schwer fällt, hier in ihrer Dunkelkammer entwickelt, mit 93 Jahren, zwei Jahre vor ihrem Tod. Es folgen Spaziergänge mit Kinderwagen, Elektroauto und Hund am Grunewaldsee. An dem letzten Weihnachtsfest, das sie – inzwischen schon eine Tradition – mit uns verbringt, spielt sie quer über den Küchentisch Murmeln mit meinem Sohn, auch ihm wäre sie bestimmt eine gute Freundin geworden, da bin ich ganz sicher, wäre sie nur nicht viel zu früh von uns gegangen. Und das Kind meiner Schwester, erst vor zwei Jahren geboren, heißt Eva – natürlich ist das kein Zufall.



Bei einem der letzten Treffen, die ich mit Eva habe, fahren wir mit dem Auto durch das Berliner Umland, wo sie vor beinahe einem ganzen Jahrhundert als Kind mit ihrem geliebten Vater so oft herumfuhr, wenn er mit den Gutsbesitzern, für die er arbeitete, die Getreideverkäufe besprach. Jetzt sieht sie aus dem Fenster, zeigt auf die Wolken und sagt: Ich kann ja kaum noch hinausgehen, aber ich sitze oft ganze Tage auf dem Balkon und schaue den Wolken zu: Die sind so unglaublich schön!

Seither vergeht kein Tag, an dem ich nicht, wenn ich zum Himmel schaue, daran denken muss, was für ein Geschenk es ist, eine solche Freundin gehabt zu haben, die das Leben – egal, wie schwer es war – immer von Grund auf geliebt hat.

*Jenny Erpenbeck*

*Jenny Erpenbeck lebt als freie Autorin in Berlin. Zuletzt erschien 2012 bei Knaus ihr Roman „Aller Tage Abend“.*

## RSA UND NACHKRIEGSJUSTIZ: DAS BOVENSIEPEN-VERFAHREN UND DIE DEPORTATIONEN DER JUDEN AUS BERLIN

Ein Symposium in der Topographie des Terrors

Die erste Veranstaltung des Aktiven Museums im Neuen Jahr fand kurz vor Redaktionsschluss mit über einhundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern im gut gefüllten großen Vortragssaal unseres Kooperationspartners, der Stiftung Topographie des Terrors, statt: ein Symposium über „RSA und Nachkriegsjustiz: Das Bovensiepen-Verfahren und die Deportationen der Juden aus Berlin“, das von Dr. Akim Jah und unserem Vorstandsmitglied Gerd Kühling angestoßen worden war und an dem als weitere Kooperationspartner auch das Landesarchiv Berlin und das Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin beteiligt waren.

Im Einführungsreferat „Die gescheiterten Verfahren gegen Mitarbeiter des Reichssicherheitshauptamts nach 1945“ suchte Dr. Annette Weinke vom Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität in Jena nach Gründen für ebenjenes Scheitern – und fand sie in der fortbestehenden Solidarität der Eliten, dem durch den Verjährungsdruck bedingten hohen Maß an Improvisation seitens der Staatsanwaltschaft und deren Orientierungslosigkeit aus Mangel an historischem Wissen, da auch die zeithistorische Forschung als potentielle Bundesgenossin der Anklage die Täterforschung jahrzehntelang nachrangig behandelte.

Auch Dr. Akim Jah bemängelte eine fehlende Gesamtstrategie seitens des Gerichts. In seinem Beitrag „Die Mitarbeiter der Stapoleitstelle Berlin und das Bovensiepen-Verfahren“ konnte er zeigen, dass von den über 1.300 zu Beginn ins Visier genommenen „Schreibtischtätern“ zu Beginn der Hauptverhandlung noch ganze drei Beschuldigte übrig geblieben waren: Otto